Ein Paar Strümpfe

Eine Geschichte aus meiner Studentenzeit.
Von Hans Blum.

„Ein Paar Strümpfe! Mehr nicht!" grollt der kritische Leser vielleicht.

Nun, „ein Paar Strümpfe" ist unter Umständen ein großes Wort. Als der Regen in der Hälfte September 1870 über den östlichen Departements Frankreichs unaufhörlich herniederströmte, da wagte ich in einem meiner Kriegsberichte die schüchterne Frage: „Haben Sie je von der Poesie reiner Strümpfe gehört? Sie sind wie die Verse Platen's: reinlich, zweifelsohne und trocken — aber nur für Füße gemacht."

Aber das eine Paar Strümpfe, das später dem Leser vorgeführt werden soll, hat eine viel bedeutsamere Rolle gespielt, als irgend eines im Tornister des Kriegsmannes oder Schlachtenbummlers im Jahre 1870. Denn jenes unselige Paar vernichtete beinahe den traulichen Frieden einer Familie, brach bei einem Haar das Mutterherz und zog das vernichtende Gewitter des Elternfluchs in die bedrohlichste Nähe des narbenreichen Hauptes eines Kindes, das beim Heraufziehen dieses Gewitters gerade mit größtem Behagen Jura und Kameralia studirte, und welches ohne das sichtbare Eingreifen der Vorsehung unter diesem Blitzstrahl unfehlbar zusammengebrochen wäre.

Da durch diese einleitenden Bemerkungen eine gewaltige Tragödie zur Genüge angedeutet ist, so hat der Verfasser nunmehr die Pflicht, sich sofort beim ersten Ausbau dieses Dramas der sogenannten Exposition der einschlagenden Verhältnisse zu befleißigen und den Knoten zu schürzen. Das ist in diesem Falle glücklicherweise ein leichtes und angenehmes Geschäft, da überall nur einfache wirkliche Thatsachen vorliegen, und die dem dramatischen Dichter oft so verhängnißvolle eigene Erfindungsgabe vollständig entbehrt werden kann.

Zu Anfang der sechsziger Jahre dieses Jahrhunderts bestand in Leipzig eine Landsmannschaft, die ich Montania nenne, obwohl sie anders hieß, und mit der wir Burschenschafter freundlich verkehrten. Wir fochten anfangs unter ihren Waffen, theilten mancherlei Freud und Leid miteinander, und sind für das Leben gute Kommilitonen geblieben.

So griff uns denn auch die folgende Geschichte zweier Montanen so tief an's Herz, und erschütterte uns schließlich das Zwerchfell so kräftig, als sei sie uns selbst passirt.

Die beiden Montanen, die ich Bernhard und Oskar nenne, hausten friedlich bei einander auf einer gemeinsamen „Bude". Beide beflissen sich des Studiums des Rechtes und der umliegenden Hilfswissenschaften und standen im gleichen Semester. Solche Hausgenossenschaft hat ihre großen Vortheile für die gemeinsame Wissenschaft. Denn das große segensreiche Prinzip moderner Volkswirthschaft, die Arbeitstheilung, kann sich da überaus nützlich entfalten. Der eine der „Stubenknochen" — so heißt im studentischen Sprachgebiet der Theilhaber am gemeinsamen Arbeits- und Schlafraum — kann das Kolleg besuchen und nachschreiben, und der kann inzwischen angenehmeren Beschäftigungen nachgehen und Jenen des folgenden Tages ablösen. Dann sind die Hefte Beider doch vollständig.

Freilich ward dieses Idealbild der Arbeitstheilung in Wirklichkeit gar manchmal beeinträchtigt durch die Thatsache, daß sowohl Bernhard als Oskar sich darauf verließen, der biedere „Stubenknochen" werde heute die Kollegia besuchen, zumal derselbe auch tagsüber durchaus unsichtbar blieb. Aber wenn man sich dann Abends auf der Kneipe traf und nach dem vollbrachten Tagewerk höchst diskrete Fragen that, so war zu beiderseitigem Erstaunen dieser Tag sine studio et ira und sine ulla linea in den gangbaren Kollegienheften verlaufen; „er neigte sich", wie der Wirier der Verbindung schwermüthig sagte, „stillschweigend zu Ende", und in den Kollegienheften sah es wüst und leer aus. In den Köpfen manchmal auch, wenn dafür auch der Magen nicht ganz leer war.

Bernhard und Oskar waren aus derselben Stadt des gesegneten sächsischen Voigtlandes herabgestiegen, um an den Brüsten der Alma Mater Lipsiensis den Durst des Wissens zu stillen. Die Väter der Beiden waren Advokaten, die einzigen der kleinen Stadt, und lagen tagsüber mit all' dem grausamen Rüstzeug ihres Wissens in höchst schneidigen Schriftsätzen und mit stacheliger forensischer Beredsamkeit widereinander im Felde. Aber mit dem Niedergang der Sonne und dem Tönen der Abendglocken war Frieden im Lande. Dann saßen die Streithähne friedlich beim Bier zusammen und duzten sich. Und die Frauen der Streithähne sahen sich schon tagsüber oft und duzten sich auch und sprachen über die Hoffnungen, die man mit Grund oder Untergrund auf die beiden wilden Herren Söhne, die „Stubenknochen" von Leipzig, setzen dürfe. Und dieser Gesprächsstoff war so unerschöpflich, wie das Prozessiren der Ehegatten.

Als Bernhard einmal bedeutendere Lücken in den beiderseitigen Heften entdeckte, fühlte er sich veranlaßt, einen gediegeneren Lebenswandel einzuschlagen, und begab sich sofort, so lange die Zerknirschung bei ihm anhielt, in's nächste Kolleg zu Roscher, welcher gerade „theoretische Nationalökonomie" vortrug. Bernhard paßte genau auf, schrieb auch Einiges, was ihm besonders abenteuerlich vorkam, nieder, und verfügte sich dann in dem Drange, das warme Eisen auf dem Ambos der Reue vollends auszuschmieden, sofort wieder nach Hause, um den Inbegriff alles Vernommenen und Offenbarten sogleich dem Vater zu melden und diesem dadurch einen bedeutsamen Beweis seines Studienfleißes zu geben.

„Lieber Vater," schrieb er, „ich weiß wohl, daß zu Eurer Zeit die herrliche Wissenschaft der Nationalökonomie noch nicht so eingehend gelehrt ward, wie heute. Umsomehr wirst Du begreifen, wie sie mich begeistert und anzieht." Die Logik dieses Satzes erschien Bernhard beim Durchlesen nicht sehr stark, aber da der Brief eilte, so wurde er nicht erst umgeschrieben. „Unser Roscher war heute wieder unvergleichlich. Er sprach über die intensive Wirthschaft und erklärte, man dürfe nicht von der Hand in den Mund leben, man müsse auf Jahre hinaus seine Bedürfnisse und Ausgaben berechnen; so nur könne man intensiv wirthschaften. Lieber Vater, ich bin tief durchdrungen von dieser Weisheit und bitte Dich daher, unter der Autorität dieses großen Gelehrten, mir meinen „Wechsel" für die noch bevorstehenden übrigen sechs Semester meiner Studienzeit gleich und sofort auf einmal einzusenden, damit ich recht intensiv wirthschaften kann!"

Mit dem glücklichen Bewußtsein, der Volkswirthschafts-Wissenschaft im Voigtland eine neue Leuchte aufgesteckt und Bahn gebrochen zu haben, begab sich Bernhard Abends in die Kneipe.

Am zweitfolgenden Tage aber fand er beim späten Nachhausekommen — der Kollegienbesuch oblag an diesem Tage dem Freund Oskar — einen Brief des Vaters vor, in welchem dieser bloß schrieb: „Lieber Sohn, Du bist wohl intensiv verrückt geworden? Nächstens wird persönlich näheren Augenschein von Deinem Zustand nehmen Dein treuer Vater."

Das war niederschmetternd und verleidete Bernhard dauernd jede Beziehung zu der nichtswürdigen Nationalökonomie, die ihren Bewunderer so schmählich verrathen und ihn in den Augen des eigenen Vaters in den Verdacht des Entmündigungsbedürfnisses gebracht hatte, obendrein zu einer Zeit, da er eben erst mündig geworden war.

Ja, das Schlimmste war, daß die Universität, Gott weiß auf welchem Wege, von diesem volkswirthschaftlichen Stoßseufzer Bernhard's an den Vater erfuhr und darüber so unbarmherzig und anhaltend lachte und spottete, daß der arme Bernhard förmlich menschenscheu wurde und längere Zeit jedes Kolleg vermied, da er dort sicher war, auf seine Entdeckung von der „intensiven Wirthschaft" angeredet und angezapft zu werden. Aus taktvoller Rücksicht auf den Freund vermied auch der Stubenknochen Oskar die Kollegia, um nicht all' die guten und schlechten Witze hören zu müssen, welche auf Kosten des „kleinen Roscher" — so hieß Bernhard seitdem — gerissen wurden. Und die Hefte der beiden Freunde wurden dabei immer weniger voll, je weiter das Semester vorschritt.

Auch mit der Heimath stellte man sich nach dem letzten blutigen Hohn, welchen Bernhard von dort erlitten hatte, kühler. Man wurde in seinen Briefen knapp und gemessen. Man beschwerte sich über den „taktlosen Mißbrauch, der daheim von unberufener Seite mit den vertraulichsten Mittheilungen getrieben werde," verrieth über das persönliche Wohlbefinden und Studium gar nichts, sondern begnügte sich damit, „aufrichtige Grüße" zu entbieten.

Das waren die einzigen Lebenszeichen der beiden Musensöhne in die Heimath nach jenem Fiasko, welches Bernhard's „intensive Wirthschaft" erlitten hatte; die einzigen Lebenszeichen, wenn man ein anderes nicht rechnen will, das Jeder der Beiden, freilich sehr gegen seinen Willen, allmonatlich der lieben Mutter übersenden mußte: Die Kiste mit schmutziger Wäsche, wogegen ebenso pünktlich allmonatlich aus der Heimath je eine Kiste mit reiner Wäsche an die beiden Musensöhne abging.

Die Erfüllung dieser Kindespflicht gegen das mütterliche Gebot war beiden Freunden bisher das sauerste Stück Arbeit des ganzen Monats gewesen. Und nach den segensreichen Grundsätzen der Arbeitstheilung, welche beide „Stubenknochen" vordem im Kolleg über „theoretische Nationalökonomie" mit vier Ohren zugleich begierig eingesogen, hatten sie auch diese grausame Arbeit bisher brüderlich unter sich getheilt, indem sie abwechselnd den großen Haufen gemeinsamer schmutziger Wäsche, der auf dem Boden eines Kleiderschrankes den Monat über sich anhäufte und dem Verbindungshund während derselben Zeit zum immer weicher anwachsenden Nachtlager diente, am Ende der gebotenen Frist wieder auf zwei Haufen in die Atome zerlegten, welche mit Bernhard's und Oskar's Anfangsbuchstaben gezeichnet waren.

So war es bisher gehalten worden.

Diese trübselige Arbeit war immer dem Vormittag des letzten Sonntags des Monats vorbehalten gewesen und jedesmal hatten die beiden Montanen vom Grund ihrer Seele die Freigebigkeit ihrer Mutter in Bezug auf die Ausstattung der Herren Söhne mit Wäsche verwünscht, und dagegen als einen Idealzustand anerkannt jenen Waschzettel eines Kommilitonen, der nur zu verzeichnen hatte: „Zwei Strümpfe, drei Kragen, zwei Manschetten, das Hemd!"

Hier war dagegen ein lästiger embarras de richesse vorhanden. Man mußte sich elend bücken, noch dazu an einem Sonntagmorgen nach einem schwungvollen Kneipabend, welcher die Spuren seines Erdendaseins nicht bloß in der unsterblichen Erinnerung, sondern auch in dem ungestümen Hämmern eines Blechschädels zurückgelassen hatte.

Kurz, jeder dieser Tage, war ein Tag der Prüfung für die beiden Rechtsgelehrten in spe, ein Tag, welcher die berechtigte Frage erregte: ob die ungeheure Arbeit dieser Auslese in irgend einem Verhältniß stehe zu der winzigen Ersparniß an Wäscherlohn, auf welche die guten Mütter daheim sich so viel zu gute thaten.

Selbst die treue Freundschaft der beiden Stubenknochen drohte unter dieser harten Prüfung dann und wann in Stücke zu gehen. Der Eine suchte nämlich den Andern zu bemogeln, durch betrügerische Vorspiegelungen zu verleiten, die sauere Arbeit zwei Mal hintereinander zu thun, oder stellte sich schlafend, wenn sie von ihm gethan werden mußte.

Am heftigsten tobte regelmäßig der Widerstreit der Meinungen darüber, wer nun an der Reihe sei, zwischen den Freunden am Ende des ersten Monats nach den großen Ferien. Denn da hatte Jeder von Beiden die triftigsten Gründe für den Andern, daß die Reihe nun an Jenem sei — je nachdem man die Ferienzeit einrechnete oder nicht.

Dieser Zeitpunkt war nun wieder herangekommen, und Bernhard, der die widrige Arbeit vor den Ferien zum letzten Male gethan hatte, würde diesmal durch kein Blendwerk der höllischen Logik und durch keine noch so überzeugende Wahrscheinlichkeits- oder Gesellschaftsrechnung sich dazu haben bestimmen lassen, dieselbe Arbeit noch einmal zu thun. Aber der Konflikt mit der Heimath wegen seiner theoretischen Nationalökonomie im Gebiete der „intensiven Wirthschaft" hatte Bernhard's allezeit widerspruchsvollem Geist auch der heranwachsenden Streitfrage dieses letzten Sonntagsmorgen des Monats einen neuen, geradezu bezaubernden Gesichtspunkt abgewinnen lassen.

Als er nämlich so gegen elf Uhr Morgens die ersten Symptome des Erwachens von Oskar her beanzeigt fand, richtete er selbst in seinem Bette sich höher auf, trällerte das alte, schöne Lied:

„Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond"

und sagte dann gelassen:

„Oskar, wir sind bisher furchtbare Esel gewesen, weißt Du das wohl?"

„Esel, Bernhard, Esel, das ist Tusch, Tusch, Bernhard," versetzte Oskar, scheinbar noch schlaftrunken, „muß zunächst revozirt und deprezirt werden—dann erst kann die Mensur steigen?"

„Unsinn," versetzte Bernhard streng. „Ich meine wegen der Wäsche. Was sind wir für phänomenale Rhinozerosse gewesen, daß wir das Zeug nach Wäschezeichen und Namen aussonderten. Ueberlassen wir das doch den verehrten beiderseitigen Müttern. Schmeißen wir das Ganze zu ungefähr gleichen Hälften in die zwei Wäschkisten, bis sie voll sind. Wo eine zu voll ist, kann der biedere Verbindungshund sich noch 'mal drauf setzen oder legen."

Oskar war in seinem Bette in die Höhe gefahren und blickte nach dem „kleinen Roscher" mit bewunderndem Blick hinüber.

„Bernhard," rief er begeistert, „Du bist ein denkender Mensch! Du hast recht, das Schönste, was der Jurist haben kann. Du zeigst, daß Du weißt, was intensive Wirthschaft ist. Legen wir los! Hurrah! Was werden die holden Mütter für Augen machen?"

Sofort wurden unter dem Zweigesang: „Es kann ja nicht immer so bleiben" — die beiden Kisten vollgestopft. Auf beide mußte „Zwickel", der Hund, sich setzen. Dann wurden die Deckel zugeschoben und die Kisten der Post übergeben.

Auf den nächsten Brief aus der Heimath waren die beiden Jünger der Themis ungemein neugierig. Aber nichts kam von dort. Es wurde wieder Sonntag. Und wieder lagen beide Freunde im Bett, um dem Tage die Stunden Schlaf abzugewinnen, die sie in der vergangenen Nacht dem Gambrinus geopfert hatten.

Da trat am Frühmorgen der Briefträger in das gemeinsame Zimmer der Beiden, gekleidet in seine damalige schön schwefelgelbe Königlich Sächsische Sonntags-Uniform, welche diesem Vermittler der postalischen Botschaften im Volksmunde den lieblichen Beinamen „der Kanarienvogel" verschaffte. Er legte mit vernehmlichem „Guten Morgen" zwei Briefe auf den gemeinsamen Nachttisch und verschwand dann geräuschlos. Beide Musensöhne erwiderten seinen freundlichen Wunsch nicht, sondern schlummerten ruhig weiter; sie thaten wenigstens so. Denn wenn der „Kanarienvogel" einem Studio „Guten Morgen" flötete, so erwartete er ein Stück Zucker im ungefähren Werthe eines Neugroschens. Und sowohl Bernhard als Oskar waren als vorsichtige Volkswirthe entschlossen, diese Süßigkeit lieber dem eigenen Schnabel zuzuführen.

Das segensreiche Prinzip der Arbeitstheilung war unter den beiden Montanen soweit entwickelt, daß sie sich auch in der manchmal wirklich zeitraubenden Arbeit ablösten, die aus der Heimath eintreffenden Briefe zu lesen, gleichviel an welchen von Beiden diese Briefe gerichtet waren. Scharfer juristischer Verstand berauschte sich ja so gern an der Grundweisheit dieser Fakultät, daß der Hauptwerth aller rechtlichen Entscheidung die reine Thatsache sei, losgelöst von jeder persönlichen Empfindung. Und von diesem Standpunkt aus war es, nach der bisherigen Erfahrung der Stubengenossen, völlig gleichgiltig, welcher von zwei Briefen aus der Heimath verlesen wurde. Denn diese Briefe waren immer mager an Thatsachen — was wäre auch aus der kleinen Stadt des Voigtlandes an verblüffenden Neuigkeiten zu melden gewesen? — gleichzeitige Briefe an die Freunde meldeten zudem unabänderlich dieselben Thatsachen — und immer in solcher Wenigkeit, daß sie — so drückte der böse Bernhard die Sache aus: „wie ein paar vereinsamte Fettaugen auf einer mageren dünnen Suppe von Moralpredigten und Vorwürfen über zerrissene Wäsche schwammen."

Den Streit der Freunde bei dieser Arbeitstheilung bildete, wie vordem beim Wäschelesen, immer nur die Frage: „Wer ist an der Reihe, die eingelaufenen Briefe zu öffnen?" Und wenn diese Sonntagsmorgens einliefen, wie heute, wo Jeder doch gern so lang als möglich unbehelligt im Bette lag, wurde kein noch so schändliches Mittel gescheut, die Neugier des Andern zu reizen, damit dieser die Briefe öffne und vorlese.

„Ich denke mir, Dein Bärbchen wird an der Kirmeß höllisch fidel gewesen sein mit dem langen Müller von Schöngrün, Bernhard," sprach Oskar gähnend, als der Briefträger hinaus war. „An Deiner Stelle würde ich doch mal die Briefschaften öffnen. „Vielleicht findest Du im Brief an mich reineren Wein darüber eingeschenkt, kleiner Roscher, als in Deinem eigenen."

„Laß sie doch tanzen, langes Laster," rief Bernhard sorglos, den Freund bei seinem Biernamen anredend. „Wir sind ja auch fidel gewesen, als wir jung waren —

— Lang, lang ist's her —

Aber Dir könnte der Inhalt dieser Briefe eine unangenehme Nachricht bringen. Bedenkliche Gerüchte durchschwirren die Luft — ich möchte Dich schonend vorbereiten, Oskar, aber suche Dich einmal in den Gedanken zu versenken, daß Dein Alter Konkurs gemacht hätte, was würde aus Deinem Wechsel? Und Privatunterricht im Zitherspiel könntest Du doch nicht—"

Statt jeder anderen Antwort schleuderte das „lange Laster" einen wuchtigen Stiefel, der dem kleinen Bernhard bis an die Lenden gereicht hätte, wenn er ihn hätte anziehen müssen, nach dem Kopfende des nächsten Bettes. Bernhard aber sah das düstere Geschoß heransausen und barg sich unter dem Deckbett. Zwickel dagegen kriegte das Kanonenrohr auf's Fell und verkroch sich knurrend und heulend unter Bernhards Bett.

„Ich denke mir immer, Dein Alter kommt heute, Bernhard, da er es Dir angedroht hat," bemerkte Oskar nach längerer Zeit.

Diese Bemerkung war offenbar das stärkste der bisher vergeudeten Reizmittel. Denn Bernhard fuhr plötzlich aus den Federn und stürzte dem Nachttisch zu, auf welchem die beiden unerbrochenen Briefe lagen. Auf dem an ihn gerichteten erkannte er die Schriftzüge der Mutter. Er öffnete und las:

„Lieber Sohn! Ich komme auch bald nach. Weiteres mündlich. Wenn möglich, zeige ich meine Ankunft vorher an. Doch zähle nicht darauf. Deine treue Mutter."

Das klang ja wundersam! „Ich komme auch bald nach. Weiteres mündlich" — ein beliebter Kriegsruf der Frau Mama. „Wenn möglich, zeige ich meine Ankunft vorher an. Doch zähle nicht darauf" — also jedenfalls eine Ueberraschung, ein Ueberfall! Bernhard schickte sich an, darauf vorbereitet zu sein. Aber zunächst hoffte er in dem Brief an den Freund die Erklärung für die räthselhaften Worte zu finden: „Ich komme auch bald nach."

„Aha, Bärbchen hat doch getanzt!" rief inzwischen Oskar, die Verblüffung des Freundes behaglich verfolgend.

„Keine Spur!" lachte Bernhard. „Aber warte Du nun mal!" Und dabei öffnete er den Brief an Oskar.

Der Brief war eben so kurz oder noch kürzer, wie der an Bernhard. Aber entschieden noch schwerwiegender. Denn Bernhard fand, als er ihn gelesen hatte, nur die Worte: „Hier, längstes Laster, lies selbst! Dein Alter kommt — ist womöglich schon da!"

Es war so. Der Vater zeigte für die nämliche Stunde, die eben verrann, sein Kommen und seinen selbstverständlichen Wunsch an, am Bahnhof abgeholt zu werden, und nun waren die Herren Söhne, mit Respekt zu melden, noch im Hemde, und Zwickel im Vergleich zu ihnen en grande tenue.

Wie da die Kleider flogen, die Waschbecken überschäumten und zwei Menschen fertig gestellt wurden für den Ausgang, die Einholung! Es war ein zauberhafter Anblick! Aber nun war es geschehen. Beide traten mit Zwickel auf die Straße, die Windmühlenstraße, die glücklicherweise so nahe am Bayerischen Bahnhof, der Ankunftsstelle von Oskars Vater, lag. Beide ließen die Augen südöstlich streifen, um seiner Leibhaftigkeit sofort ansichtig zu werden. Denn die Ankunftszeit war bereits abgelaufen.

Sie brauchten nicht lange zu suchen.

Denn da kam die altfränkische Gestalt des Vaters in dem langen blauen Leibrock mit den goldenen Knöpfen, der hohen steifen Halsbinde mit dem fabelhaften Cylinderhute auf dem bedächtigen Haupte, langsam feierlichen Schrittes vom Bahnhof her die Windmühlenstraße herabgewandelt. Ein enormer Rohrstock mit dickem silbernen Knopf wurde bei jedem Stillstand des alten Herrn bedächtig an das Kinn gehalten. Diese Bewegung stand von Alters her im Rufe, stockendes Nachdenken in Fluß zu bringen. Und dieser Beihilfe schien der Ehrwürdige öfter zu bedürfen. Denn obwohl die Windmühlenstraße zu Anfang der sechziger Jahre nicht gerade zu den übermäßig neuerungssüchtigen Straßen Leipzigs gehörte, so hatte sich doch auch hier in den Jahrzehnten, seit der Anwalt als Baccalaureus juris utriusque die Universität Leipzig verlassen hatte, gar mancherlei verändert.

Die altfränkische Erscheinung erregte die Aufmerksamkeit der müßigen Straßenjugend. Der alte Herr sah sich bald von einer Schaar junger Menschen begleitet, welche ihre Theilnahme an einem Dasein theils nur durch bloßes zudringliches Gaffen, theils aber auch durch aberwitziges Pfeifen und Lachen verrieth.

„Was wollt Ihr hier, Ihr L—jungen?" rief da der Beobachter des neuen Leipzig entrüstet aus, indem er den „Jungen" ein parasitisches Beiwort anhängte, das der zoologischen Wissenschaft entnommen war und der Insektenkunde insbesondere.

„Wir wollten Ihnen den Weg zeigen, mei kutes Herrichen," versetzte eine vorwitzige Menschenknospe.

„Weg zeigen, mir den Weg zeigen?— wohin denkt Ihr denn, daß ich gehen möchte?"

„Nu, jedenfalls doch in das Museum für die Geschichte Leipzigs, um da Einiges von dem zu lassen. was Sie anhaben — mei kutes Herri—"

Die Menschenblüthe stob zur rechten Zeit von dannen. Denn der dicke Rohrstock, der nun niedersauste, hätte sie knicken können. Und mit ihr stoben die übrigen Gaffer auseinander.

Eben als diese Wolke sich zertheilte, ward Oskar der Gestalt des Vaters ansichtig, die mit erhobenem Stock den Flüchtlingen nachdrohte.

Selbstverständlich hatte die Nichtanwesenheit des Sohnes und Bernhards am Bahnhof und dieses Straßenabenteuer den alten Herrn nicht in die rosigste Stimmung versetzt und als die jungen Leute an ihn herantraten, mit Worten, die recht freudig klingen sollten: „Da bist Du ja schon, lieber Vater!" — „Da sind Sie ja schon, lieber Herr Pathe!" da versetzte er kühl:

„So — kommt Ihr auch schon? Eure Uhren gehen wohl erheblich nach?"

„Ach nein, lieber Vater, aber Dein Brief erreichte uns —"

„Auf dem Wege zur Kirche — und da kehrten wir sofort um — es war aber doch schon zu spät. Sie sehen, wie wir triefen, lieber Herr Pathe," flunkerte Bernhard, der wegen seiner „guten Schnauze" berühmt war.

Als ihm auf einer Mensur beide Mundwinkel durch einen Hieb aufgeschlitzt wurden, so daß er längere Zeit zum Stillschweigen Papageno's verurtheilt war, soll in Universitätskreisen eine Liste umgegangen sein und zahlreiche Unterschriften gefunden haben, eine Liste, welche aus Anlaß dieses freudigen Ereignisses — der Schweigwochen Bernhards — einen Jubel-Kommers befürwortete. So gut und unermüdlich war diese „Schnauze".

Aber Oskars Vater kannte sie wohl auch schon. Denn er sagte mit beinahe unangenehmer Betonung:

„Bernhard — Oskar — Ihr auf dem Wege zur Kirche? Das macht Ihr mir nicht weiß, und um zehn Uhr Vormittags? Trieft nur weiter — es ist noch mein einziger Trost! Es beweist mir, daß Euch das Lügen noch sauer wird, Euch den Schweiß auf die Stirn treibt."

„Um zehn Uhr, Herr Pathe? Nein, um halb neun," versetzte Bernhard mit der Würde eines unbillig gekränkten guten Gewissens, „aber nach Probstheida zu, weil dort ein höchst schneidiger — wollte sagen bedeutender frommer Prediger ist — und da hatten wir einen Fuchs in unserer Bude zurückgelassen, der hatte die Weisung, wenn ein Brief an uns käme, ihn uns sofort nachzubringen. Und wie wir fast in Probstheida waren, da kam der Fuchs gehetzt. Und nun hetzten wir nach dem Bahnhof, um Sie abzuholen, aber siehe da, es schlug zehn, ehe" — Bernhard kam nicht weiter.

„Verdammter Hund!" rief der Provinzialanwalt verdrießlich, indem er Zwickel, der seine Schnauze in die Hand des Couleurvaters gelegt hatte, einen derben Tritt versetzte, daß dieser heulend hinter seine jungen Herren retirirte. „Guck einmal an! Dieses Biest gehört also zu Euch, und sollte wohl auch bei dem schneidigen Pastor in Probstheida die Predigt hören?"

Oskar war schon bei Bernhards riesigem Aufschnitt roth geworden. Bei des Vaters letzter Frage erstrahlte sein zarter Teint, umrahmt von röthlich-blondem Haar und Bart, vollends in der Farbenpracht Rembrandt'schen Inkarnats.

Aus Bernhard's lustigen dunklen Augen aber zuckte ein heller Strahl, und sein braunes Lockenhaupt und der braune flaumige Bart schüttelten sich mit Entrüstung. Dann sagte er würdevoll:

„Herr Pathe, wenn Sie uns nicht glauben wollen, so fragen Sie den Fuchs. Ich werde Sie zu ihm führen. Selbstverständlich ist der Hund mit dem Fuchs gelaufen und dann mit uns zurück."

Der alte Anwalt bohrte seinen, durch große Hornbrillen bewaffneten Blick in das Antlitz Bernhard's, mit jenem niederschmetternden Stachel, den er bei Klienten ansetzte, die er im Verdacht hatte, ihm die Wahrheit zu verhehlen. Aber Bernhard hielt Stand und zuckte nicht. Die Uebung macht ja den Meister. Und der Alte sagte dann bloß: „S' ist gut. Schöne Grüße von zu Hause."

„Was machen meine Eltern?" fragte Bernhard einschmeichelnd. „Meine Mutter schreibt, sie käme bald nach."

„Beide sind wohl", versetzte der Advokat bedächtig. Dann räusperte er sich, als suche er das passende Wort für die Weiterrede, und sagte dann: „Ja, den Vorsatz, bald nachzukommen hatte sie, Bernhard."

„Wird mich sehr freuen," versicherte Bernhard, ohne in diese Worte eine überwältigende Zärtlichkeit zu legen. Denn das Räuspern des Herrn Pathen erneuerte ihm den Verdacht, daß sich da etwas vorbereite, was man ihm verbergen wolle, ein kleiner mütterlicher Ueberfall; aus welchem Grunde, konnte er sich freilich nicht denken. Aber das wußte er, daß die Mutter einen verschwindend kleinen Aufwand von Zeit brauchte, um einmal angekündigte Entschlüsse auszuführen.

Und nun durchblitzte ihn plötzlich auch ein Strahl der Erkenntniß. In Altenburg hatte die Mutter ja Verwandte. Wie, wenn sie mit dem Pathen bis Altenburg gefahren, dort ausgestiegen wäre, und nun mit dem nächsten Zug nachkäme, Er fragte daher mit scheinbar höchst gleichgiltigem Tonfall:

„Sahen Sie vielleicht in Altenburg zufällig meinen Onkel am Bahnhof, Herr Pathe?"

„Deinen Onkel, Bernhard?" rief Oskars Vater, der Advokat und Vollnotar Mauer, mit einem Aufwand von Erstaunen, der Bernhard verdächtig vorkam. „Ich kenne Deinen Onkel ja gar nicht."

„Richtig, daran dachte ich gar nicht," versetzte Bernhard demüthig, als bedrücke ihn die Unzulänglichkeit seiner Ueberlegung. Aber sowie er sich vom Auge des lieben Pathen unbeobachtet wußte, zog er die üppigen Mundwinkel so flott in die Höhe, daß die frischen Hiebwunden schmerzten, und sagte zu sich selbst, ohne ein lautes Wort zu verlieren und mit der Zuversicht eines Augenzeugen: „Er hat den Onkel doch gesehen! Die Mutter ist in Altenburg und rutscht mit dem nächsten Zuge nach. Aber weshalb so plötzlich und geheimnißvoll? Was kann sie hierher führen? Mißtrauen natürlich, nur Mißtrauen meinethalben. Aber aus welchem Grunde traut sie mir miß?"

Daß die Ursache des plötzlichen Anschwebens des lieben Pathen gleichfalls nicht bloß auf einer unbezwinglichen Sehnsucht nach Oskar beruhte, auf dessen keimendem röthlichen Vollbart das Auge der Eltern eben erst drei Monate der Ferien hindurch wohlgefällig sich niedergelassen hatte, das galt Bernhards Scharfsinn für ausgemacht. Bernhards Gewissen deutete ihm die wirkliche Ursache der Ankunft des väterlichen Mentors recht deutlich an — denn Bernhard dachte an die jungfräuliche Reinheit der beiderseitigen Kollegienhefte. Und ein verstohlener Blick auf den langen Freund, der jetzt förmlich gebeugt dahinschritt, während sonst, namentlich auf der Mensur, dessen kühne, streitbare Gestalt Alle überragte, sagte Bernhard klar, daß der Freund durch dieselbe Besorgniß sich schwer bedrückt fühle.

Nun mußte sich ja zeigen, ob Bernhard richtig vermuthete. Und das lauernde unruhige Brillenauge des Herrn Pathen an dieser Stelle der Straße gab der Vermuthung recht.

Denn Herr Mauer sah eifrig nach den Nummern der Straße.

„14, 15, 16, 17, 18," zählte er. „Kinder, hier müßt Ihr ja wohnen?"

„Ja, das müssen wir," Bernhard.

„„Mussen wir" — was ist das wieder für ein Wort!" rief der Pathe vorwurfsvoll.

„Nun, wir können doch nicht auf der Straße liegen, lieber Herr Pathe. Also wohnen müssen wir. Und hier wohnen müssen wir auch, weil wir hier gemiethet haben und das Gesetz uns mit der actio locati conducti zwingen könnte, unsere Verpflichtungen zu erfüllen. Denn Lessings Wort: „Der Mensch muß nie müssen," gilt nur für Philosophen, nicht für Juristen."

„Brillant, Bernhard, optime. Oskar, warum redest Du denn gar nichts?"

„Ich schließe mich Bernhard vollkommen an."

„Nun, so werde ich mich Euch Beiden auch anschließen. Führt mich auf Eure Bude!"

„Was wollen Sie dort, lieber Herr Pathe? Die Leute sind beim Reinemachen—"

„Am Sonntag?"

„Ja, denn am Sonnabend studiren wir immer bis acht Uhr Abends, bis die Kneipe angeht."

„Na, das thut nichts, Jungens, immer 'rauf, ich möchte 'mal Eure Kollegienhefte ansehen."

„Möchten Sie das, verehrter Herr Pathe? Wie leid thut es mir, daß die meinigen und die Oskars — die Oskars noch dazu, ohne ihn zu fragen— an zwei Verbindungsbrüder verborgte, die wegen Krankheit längere Zeit schwänzen mußten. Kommen Sie, Herr Pathe, wir haben nur wenige Schritte bis zu diesen Verbindungsbrüdern, dort holen wir die Hefte ab und zeigen sie Ihnen. Oder wollten Sie sonst noch was auf unserer Bude sehen?"

„Nein, gar nichts. Die Sehenswürdigkeiten da oben werden wohl auch nicht so erheblich sein."

„Nun, bitte," meinte Bernhard. „Alle Verbindungsbrüder einzeln, mit ihren Autographen, eingerahmt. Mehrere Photographien der gesammten Landsmannschaft. Ein schöner Aufputz von Schlägern, Fechthandschuhen, Mützen und Cerevis. Eine große Masse Bücher natürlich — dagegen gar keine schmutzige Wäsche, die meine Frau Mama interessirt hätte—immerhin sehenswerth."

„Meinst Du?" lachte der Pathe und Oskar lachte aus Herzensgrund mit, da er die schreckliche Angst betreffs der Kollegienhefte vorläufig von sich genommen fühlte.

„Aber führe mich doch lieber zu den Freunden, die Eure Kollegienhefte benützen," ergänzte der Pathe. „Die Hefte muß ich sehen."

„Der Mensch muß nie müssen," murmelte Bernhard für sich, während Oskar neue Schweißtropfen erzeugte, da er nicht entfernt sich klar machte, wie der Freund eine neue Katastrophe auf diesem tollkühn beschrittenen, wilden Gebirgspfad seiner Phantasie vermeiden wollte.

„Gut," sagte Bernhard fröhlich. „Folgen Sie mir, lieber Herr Pathe. Ich versicherte Ihnen schon, wir werden gleich da sein."

Das Kleeblatt zog gemächlich aus der Windmühlenstraße heraus und dann längs des Königsplatzes der Petersbrücke zu. Voran Bernhard in üppigster Stimmung. Er mußte schon vorangehen, da er, nach seiner Behauptung, allein wußte, wo die Hefte verborgt waren.

Und er zog einher mit dem großen Ueberlegenheitsgefühl eines Triumphators sächsischer Nation, der im Stillen der Mit- und Nachwelt zuruft: „Blast mir den Hobel aus! Im Vergleich zu mir könnt Ihr mir einfach leid thun!" — wenn er das auch aus angeborener national-sächsischer Höflichkeit nicht laut sagte.

Dann folgte der Herr Pathe, dessen vorwiegende Gemüthsrichtung in jenem Augenblicke sich als elegantes Mißtrauen bezeichnen läßt. Alles um ihn flößte ihm Mißtrauen ein, keineswegs bloß Bernhard, der sächsische Triumphator. Auch die Veränderungen, welche Leipzig inzwischen „vor dem Petersthor" erlebt hatte! Du meine Güte! Wer so etwas 1840 vorhergesagt hätte: Das Petersthor, das von der Kommunalgarde, und früher von den Stadtsoldaten für unentbehrlich erachtete und vertheidigte Bollwerk der Stadt, die Thermopylen Leipzigs, einfach abgetragen; im Süden und Westen neue Häuserzeilen emporgeschossen, ja ganze Stadttheile; auf dem geheiligten Boden des alten wehrhaften Stadtgürtels der inneren Stadt die gänzlich unbewehrte Schillerstraße im Entstehen, die sich wie eine illustrirte Prachtausgabe von Schiller ausnahm, aber dem Verehrer des alten Stadtgürtels doch die Verse auf die Lippen führte:

Mit dem Gürtel, mit dem Schleier,

— bei dem Schleier dachte der Herr Pathe offenbar an die zugefüllten und in Promenaden verwandelten Stadtgräben der (übrigens keineswegs jungfräulichen) einstigen Feste Leipzig—

Reißt der holde Wahn entzwei.

Der filius familias Oskar endlich trabte mit Zwickel hinterdrein. Oskar sah aus, als sei er selbst der entzweigerissene holde Wahn. Denn er war fest überzeugt, Bernhard führte ihn unmittelbar in das denkbar schimpflichste Verderben. Zwickel dagegen hatte immerhin noch einen eisernen Bestand von Hundewürde zur Verfügung und runzelte die Stirn unter dem Maulkorb bloß im Allgemeinen und aus pessimistischem Grimm über die Entdeckung, daß bei den Menschen alles ihm Hassenswürdige, vom Maulkorb bis zum Philister, ledern sei.

Herr Advokat Mauer war auf der Stätte der Verwüstung des alten Leipzig, vom Königsplatz bis zum ehemaligen Petersthor, wiederholt tiefseufzend stillgestanden. Jenseits der Petersbrücke bog nun Bernhard links in die Schloßgasse ein. Oskar hatte immer noch keinen Schimmer der Absichten des Freundes. Plötzlich blieb Bernhard vor einem schmalen alterthümlichen Hause stehen und ließ einen Pfiff erschallen, welcher die ersten Takte einer damals beliebten Operettenmelodie andeutete, und den der Herr Pathe für den Verbindungspfiff hielt. Hier hatte offensichtlich einer der Erborger der werthvollen Hefte Bernhards und Oskars seinen Studiensitz aufgeschlagen.

Auf den Pfiff fuhren aus zwei oberen Fenstern zwei Gesichter heraus, das eines älteren Mannes und einer Frau in minder besten Jahren, die Beide Herrn Advokat Mauer wenig Vertrauen einflößten.

„Ist Herr stud. jur. Meier oben?" fragte Bernhard ruhig hinauf.

Die Köpfe verschwanden wieder hinter den Fenstern, offenbar um Nachfrage zu halten.

Dann riefen beide Eheleute von oben gleichzeitig hinab: „Nein, der Studiosus Meier ist nicht hier!"

„Wohl zur Kirche?" fragte Bernhard wieder hinauf.

„Wahrscheinlich," rief die Frau ärgerlich hinab, und sie und der Gatte schlugen gleichzeitig die Fenster zu.

„Schade, Herr Pathe," sagte Bernhard unbefangen. „Da können wir Oskars Hefte nicht sehen. Aber Freund Meier wird bald zurückkehren. Nehmen Sie doch einstweilen meine eigenen Hefte in Augenschein, wenn's beliebt."

Oskar war entsetzt über die Kühnheit des Freundes und doch fast gerührt durch dessen Worte, die vor Allem für Oskars Entlastung sorgten. Denn es war stadtkundig, daß die biederen Eheleute, welche soeben Bescheid gegeben hatten, zu den herzhaftesten Studentenwucherern gehörten — und der Vater konnte das bald erfahren. Dann mußte Bernhards ruchloser Schwindel mit dem vorgeblichen Studiosus Meier an den Tag kommen.

Diese Wahrscheinlichkeit lag freilich immerhin erst im Bereiche fernerer oder näherer Zukunft. Und einstweilen war die Blöße der Kollegienhefte Oskar's mit Bernhard's Mantel der Liebe bedeckt, der, bei Licht besehen, freilich ein häßliches Lügengespinnst war. Aber wie wollte Bernhard die herausfordernden Worte wahr machen: „Nehmen Sie doch einstweilen meine eigenen Hefte in Augenschein, wenn's beliebt?"

Und es beliebte dem Herrn Pathen offenbar ausnehmend. Er folgte Bernhard auf den Hacken, als dieser von der Klostergasse zur Burgstraße überging und mit der Sicherheit des guten Gewissens einem stattlichen uralten Hause zustrebte, in dessen Erdgeschoß ein Fleischer und ein Restaurateur ihr nahrhaftes Gewerbe betrieben. Diesmal ließ Bernhard wirklich den Verbindungspfiff ertönen und richtete sein braunes Lockenhaupt abermals nach den weniger nahrhaften Gipfeln dieses Hausgebirges empor.

„Wie hoch wohnt der Detentor oder Usufruktuarius Deiner Hefte?" fragte Herr Advokat Mauer schroff, als sich bei dem Pfiff kein Fenster des Hauses öffnete. „Und wie heißt er?"

„Müller, lieber Herr Pathe, sogar Woldemar Müller, vier und eine halbe Treppe hoch. Warum fragen Sie?"

„Ich gedenke ihn selbst zu interviewen, diesen Herrn Woldemar Müller," versetzte herb der Herr Pathe, der einst an einem voigtländischen Taufbecken das schwere Gelübde der christlichen Vervollkommnung dieses Sausewindes von Pathenkind abgelegt hatte. „Werde selbst oben Deinen Heftschatz einsehen. Wohl bekomm's! Was führt Ihr übrigens für Sammelnamen in Eurer Verbindung, wie der Völkerhirt Agamemnon unter seinem Schilde: Meier und Müller."

Damit begann der treffliche Herr Pathe den Anstieg der fünfthalb Stockwerke.

„Von Mauer zu Meier ist nur ein Schritt!" lachte Bernhard nach. „Und wohl bekomm's!"

„Du reitest Dich schön hinein, Bernhard!" ächzte Oskar.

„Hoch gewonnen, Maulwurf!" jubelte Bernhard dagegen. „Ahnst Du noch gar nichts?"

„Gar nichts — oder vielmehr das Schlimmste."

„Langes Laster, denk' einmal ein bischen nach. Wo wird Woldemar jetzt sein um diese Stunde?"

„Zweifellos in Auerbach's Keller!"

„Natürlich, Oskar, um dort einige Gedanken für seine künftige Doktordissertation „Das Faustische in der Jurisprudenz" zu sammeln. Dein Alter trifft ihn also oben nicht — wir werden meinen biedern Pathen demgemäß in Auerbach's Keller führen, um dort selbander mit Müllern den Rest des Tages „Das Faustische in der Jurisprudenz" zu studiren. Und Freund Woldemar wird inzwischen brillant über seine Kollegienhefte unterrichtet werden, denn —"

„Denn?" fragte Oskar erstaunt —

„Denn, wie Du siehst, hat mein Pfiff schon einige benachbarte Verbindungsbrüder herbeigelockt, und mein Leibfuchs besitzt die diplomatischen Anlagen, seiner hohen Sendung an Woldemar gerecht zu werden."

Bernhard flüsterte mit diesem veranlagten Jüngling, und spornstreichs rannte dieser Auerbach's Keller zu.

Der andere Montane dagegen „sammelte sich", wie Bernhard befahl, „um die Verbindungsfahne".

Nun kehrte auch Herr Mauer von der Besteigung des Häusergebirges keuchend zurück und brachte die erwartete Botschaft, daß Herr Woldemar Müller, der glückselige Depositar und Usufruktuor von Bernhard's Heften, ausgegangen sei und in Auerbach's Keller den höheren Intuitionen der Rechtsgelehrsamkeit obliege.

„Gut, gehen wir dorthin," sagte Bernhard mit der Würde und Bestimmtheit eines Parlamentspräsidenten, der zur Tagesordnung übergeht.

„Nach Auerbach's Keller?" rief der Pathe erstaunt.

„Dorthin," erwiderte Bernhard nachdrücklich. „Sie schienen bisher Zweifel zu hegen, Herr Pathe, in Ansehung unserer Hefte. Sie sind uns also Genugthuung schuldig. Und Freund Woldemar wird sie Ihnen für uns geben, ohne daß wir ein Wort vorher mit ihm reden! Wir sind voll berechtigt, diesen entscheidenden Gang von Ihnen zu verlangen und bestehen darauf. — Uebrigens erlaube ich mir, Ihnen unseren Verbindungsbruder Uebel vorzustellen—Herr stud. mathes. Uebel, Herr Advokat Mauer."

„Angenehm!" versetzte Herr Mauer. Aber die Annehmlichkeit konnte nicht von berückender Größe sein, so wenig wie diejenige des vorgeschriebenen Zieles: nach Auerbach's Keller.

Herr Mauer hatte das Gefühl, seiner Börse drohe etwas. Dafür sprach die pfiffige Fröhlichkeit der Studiosen. Auch der Studiosus Uebel zog mit.

Der Augenschein der Hefte war dem forschenden Advokaten vorerst noch versagt geblieben. Um so gründlicher hoffte er den Pflegebefohlenen durch Kreuz- und Querfragen auf den Grund ihres Wissens zu dringen und den bereits errungenen Schätzen ihres Fleißes nachspüren zu können, auch ohne der Hefte ansichtig zu werden. Alle Augenblicke legte der Alte seine scharfe Sonde an. „Was wißt Ihr von Tribonian? von Gajus? von Tertullian? von der Farbe der Tinte des Justinian? Entwickelt mir das Recht der väterlichen Gewalt nach den Zwölf Aposteln!" So gebot er.

(Fortsetzung folgt.)

Nach zwölf Jahren gefangen.

Der erfahrenste Falschmünzer Kentucky's, und einer der gefährlichsten in den Ver. Staaten überhaupt, Richard T. Watson, ist im County Webster vom Bundes-Geheimpolizisten Bauer und dem County-Sheriff dingfest gemacht und nach Louisville in's Gefängniß geliefert worden. Dieser Fang wird als ein sehr wichtiger betrachtet, obwohl Watson keine Bande hinter sich hat. Werfen wir einen Blick in den „Wirkungskreis" dieses unternehmenden Finanzverbesserers.

In einer zwischen waldigen Hügeln verborgenen Blockhütte, 12 Meilen von Sebra Springs, Ky., entfernt, deren Existenz nur wenigen Menschen bekannt war, und wohin kein Unberufener seine Schritte lenkte, hauste seit Jahren schon Watson ganz allein, und Niemand dachte daran, daß der einfältig dreinschauende Bewohner der Hütte einer der geübtesten Falschmünzer des Landes sei. Emsig stellte Watson alle möglichen Geldstücke vom 5-Centstück bis zum $20-Goldstück her, und die von ihm fabricirten Waaren fanden guten Absatz. Seine Kunden arbeiteten niemals in der Nähe der Falschmünzer-Werkstätte, und fast ausschließlich waren sie sogar in anderen Staaten thätig, das falsche Geld unterzubringen.

Watson, ein geübter Mechaniker, stellte seine Formen alle selbst her, und 15 derselben wurden in seiner Hütte, doch nur wenig falsches Geld daselbst vorgefunden. Vor zwei Jahren waren in der Nähe der Hütte $1500 falsches Geld neben einem Zaun vergraben gefunden worden, und damals begann Capitän Bauer, die Umgegend zu durchforschen. Bis in die letzten Tage hinein waren seine Bemühungen niemals von Erfolg gekrönt. Endlich aber wurde er Watsons ansichtig und er zweifelte keinen Augenblick, seinen Mann entdeckt zu haben. Die Verhaftung konnte indeß nicht ohne Weiteres vorgenommen werden, da Watson zu vorsichtig war, um sich überrumpeln zu lassen. Außerdem wollte Capitän Bauer den Falschmünzer auf frischer That ertappen. Das gelang ihm; wenigstens hob er ihn am Schauplatz seiner Thätigkeit auf. Watson ist 55 Jahre alt, sieht jedoch weit älter aus. Er ist flink, wie eine Katze, und es würde schwer gehalten haben, ihn zu fangen, wenn er in der waldigen Gegend einen noch so kleinen Vorsprung gehabt hätte. Watson schlief, als die Beamten in seine Hütte drangen, und ergab sich ohne Widerstand. Seit zwölf Jahren war der Gefangene als Falschmünzer thätig und muß bei seiner ökonomischen Lebensweise ein bedeutendes Vermögen sich ergaunert haben, da, wie gesagt, seine Waaren reißenden Absatz fanden. Seiner Kleidung freilich kann man keine Wohlhabenheit ansehen. Hauptsächlich in den Staaten Missouri und Alabama waren seine Agenten thätig und überschwemmten das Land mit falschem Gelde. Jetzt wird ihm wohl das Handwerk für immer gelegt werden — oder auch nicht. Seine vorgerückten Jahre machen es allerdings unwahrscheinlich, daß er nach Verbüßung seiner Strafe noch vielen Schaden anrichten wird.

Greuel im dunklen Continent.

So oft auch schon in der letzten Zeit, anläßlich der Expeditionen von Emin Bey und Stanley, über den Sklavenhandel in Mittelafrika geschrieben worden ist, haben doch nur Wenige einen Begriff von der grauenhaften Größe des Unheils, welches die arabischen Sklavenfänger in den letzten fünf Jahren daselbst angerichtet haben. Nachfolgende Thatsachen werfen wenigstens Streiflichter auf diesen Abgrund von Verbrechen und Elend.

In Gegenden, wo Livingstone, Stanley und Cameron große Bevölkerungen antrafen, ist heute kein menschliches Wesen mehr zu finden; denn die wenigen Stammesangehörigen, welche nicht als Gefangene weggeschleppt oder abgeschlachtet wurden, sind in entfernte Districte geflohen. Diese völlig ausgestorbenen Gegenden liegen zwischen dem 3. und dem 12. Grad südlicher Breite und dem 22. und 32. Grad östlicher Länge; sie umfassen ein Areal von nahezu 100,000 englischen Quadratmeilen. Auch da, wo Livingstone starb und wo sein Herz begraben wurde, haben die Araber eine völlige Einöde zurückgelassen. Zu den interessantesten Schriften Livingstones und Stanleys gehören ihre Beschreibungen von dem schönen Manyema-Lande und seinen einzigartigen Bewohnern, westlich vom Tanganyka - See. Alle diese Menschen sind jetzt völlig verschwunden, mit Ausnahme der Abtheilungen Manyema - Sklaven, welche die Araberplantagen an der Karavanenroute bearbeiten müssen. Die Pfade der Sklavenräuber bis nach den Stapel- und Hafenplätzen sind mit den Knochen der Opfer bezeichnet, welche am Wege fielen.

Im Jahre 1882 besuchte Lieutenant Wißmann eine Ortschaft der Bene Kis, deren einzige Straße 10 Meilen lang, und deren Wohnungen 20 Fuß hoch und von hübschen Gehöften umgeben waren, hinter denen wohlgebaute Felder lagen. Vor zwei Jahren kam Wißmann an denselben Platz und fand nichts mehr von der Cultur und den Menschen vor; nur viele verkohlte Pfähle und gebleichte Menschenschädel waren noch in dem hohen Grase zu entdecken; die Horde Tippu-Tibs—des in neuester Zeit vielgenannten zweifelhaften Häuptlings — hatte binnen 6 Monaten dreimal in der großen Ansiedelung geraubt, gemordet und gesengt. Die von den Arabern eingeschleppten Blattern und die Hungersnoth vollendeten das Vernichtungswerk. Der große Stamm der Bene Kis ist überhaupt ganz ausgetilgt.

Etwa 300 Meilen am Congo entlang, zwischen Nyangwe und Stanley Falls, haben die Araber etwa 15,000 Quadratmeilen Territorium entvölkert. Die vielen Stämme, welche Stanley früher dort vorfand, sind entweder Sklaven geworden oder treiben sich, bedeutend in ihrer Anzahl gelichtet, in Wäldern, weit weg vom Flusse, unstät herum.

Solche Beispiele starren dem Beobachter noch viele entgegen, und die Greuel setzen sich noch weiter fort. „Wie lange," fragt ein britisches Blatt, „wird die civilisirte Welt dieses colossale Verbrechen unseres Jahrhunderts noch dulden?" Gegenwärtig werden bekanntlich von mehreren Seiten zugleich, aus Beweggründen verschiedener Art, Vorbereitungen getroffen, dieser Lage der Dinge ein Ende zu machen.

— Der Bericht der Fabrikinspektoren für das Königreich Sachsen pro 1887 ergiebt auf's Neue eine Vermehrung der Kinderarbeit. Die Zahl der in der sächsischen Industrie beschäftigten Kinder im Alter von 12 bis zu 14 Jahren beträgt 10,654 und hat sich gegen das Vorjahr um etwa 1000 vermehrt; die Zahl der jugendlichen Arbeiter im Alter von 14 bis 16 Jahren beträgt sogar 24,111 und ist im letzten Jahre um 4200 gestiegen! Dagegen hat die Zahl der erwachsenen Arbeiter um 8 Prozent abgenommen, und hieraus ergiebt sich, daß die Industriellen im Königreich Sachsen, um Lohn zu sparen, jugendliche Arbeiter und Kinder an die Stelle von erwachsenen Arbeitern setzen, was weder im Interesse der Löhne, noch in dem der Gesundheit der Kinder zu wünschen ist.

— Ein Unglücksfall hat am 28. August den Festlichkeiten eines Brüsseler Stadtviertels, des Quartier Notre Dame au Rouge, ein jähes Ende bereitet. Im 14. Jahrhundert wüthete in Brüssel das Scharlachfieber in erschrecklicher Weise, bis endlich die Notre Dame au Rouge durch Gebete angeblich bewogen wurde, der Seuche Einhalt zu thun. Seitdem feiert alljährlich dieses Stadtviertel achttägige große Feste. Vier Stunden hindurch durchzog am bezeichneten Tage ein historischer Festzug die Stadt, aller Orten von den Tausenden von Zuschauern jubelnd begrüßt. Den Schluß des Zuges bildete der der „lieben Frau" gewidmete 4 Meter hohe Wagen, der von 6 Pferden gezogen wurde. Der ganze Wagen war mit hohen und niedrigen Gewächsen geschmückt, auf schwindelnder Höhe thronte die „liebe Frau", ein junges 17jähriges Mädchen, und im Wagen selbst standen terrassenförmig 42 weißgekleidete Mädchen aller Altersstufen. Als diese Riesenwagen an der Place Joseph Lebeau in die Straße der Kaserne einbiegen wollte, ertönte ein Krach, ein Rad war gebrochen, der Wagen stürzte zur Seite, die Insassen wurden theils auf das Straßenpflaster, theils auf die ausgestellten Waaren eines Möbelmagazins geschleudert. Jammerrufe erschallten, die sämmtlichen Zuschauer schrieen, die Mütter, deren Kinder sich auf dem Wagen befanden, stürzten mit Verzweiflungsschreien durch die Menge; endlich faßte man sich und begann das Rettungswerk. Alle Häuser öffneten sich, Aerzte und Apotheker eilten herbei; man trug die Verwundeten in die Häuser. Das die „liebe Frau" darstellende junge Mädchen lag mit gebrochenen Beinen da, 21 Kinder waren mehr oder minder verletzt; mehreren war das ganze Gebiß herausgeschlagen, andere hatten Kopfwunden. Drei sollen sehr schwer verwundet sein, ein Mädchen hat ein Ohr verloren, ein anderes hat einen Schulterbruch erlitten, kurz, das Fest endete traurig.

— Folgendes echt russische Geschichtchen, das sich dieser Tage in Rodym, einer kleinen Ortschaft bei Odessa, zugetragen haben soll, wird von den russischen Blättern erzählt: Der Bauer Maksimischin war schon seit Langem dem Bauer Moskowtschuk 30 Rubel schuldig; um sich des zudringlichen Gläubigers zu entledigen, schlug er demselben vor, seine Gattin anstatt der Schuld zu nehmen. Moskowtschuk, der ein Wittwer ist, gefiel dieser Vorschlag ungemein, und um dem Kaufe mehr Rechtskraft zu verleihen, begann er, wie es in russischen Dörfern üblich ist, die Bauern mit Branntwein zu traktiren. Nachdem das Gelage zu Ende war, fuhr er Abends zu der Frau Maksimischins (sie wurde selbstverständlich von ihrem Gatten in der Schänke verkauft) und erklärte ihr im Namen ihres Gatten, daß sie ihm verkauft worden sei. Die Frau verließ ihre Wirthschaft und fuhr mit dem neuen „Inhaber" in dessen Haus. Am folgenden Morgen bekam sie aber Gewissensbisse und kehrte heimlich nach Hause zurück. Moskowtschuk eilte ihr mit den Zeugen, welche dem Kaufe beigewohnt hatten, nach, wurde aber vor dem Thore ihres Hauses von ihrem Gatten und ihren Söhnen arg durchgeprügelt. Es entstand ein verzweifelter Kampf, welchem erst der Schultheiß mit seinen Gehilfen, die alle drei Personen einsperrten, ein Ende machte. Jetzt steht dem Dorfgerichte die Lösung der schwierigen Frage über das Eigenthumsrecht auf die Frau des Schuldners bevor.

— Alle Kreise Antwerpens befinden sich, wie der „Voss. Ztg." gemeldet wird, unter dem Eindrucke einer schmerzlichen Enthüllung. In der städtischen Verwaltung der Wohlthätigkeitskassen sind umfangreiche Unterschlagungen und grobe Fälschungen der Bücher entdeckt worden. Ein Administrator, der Advokat Herr Piens, fand zuerst eine Fälschung in Höhe von 6000 Francs; weitere Untersuchungen bewiesen, daß die Fälschungen in ausgedehntestem Umfange systematisch betrieben wurden. Unterstützungen an angebliche, gar nicht vorhandene Arme und deren zahlreiche Kinder wurden eingetragen, die Preise für alle Waaren wurden höher berechnet ꝛc. Der Generalsecretär, Herr van Bergen, fünf Beamte und zwei Inspectoren wurden sofort abgesetzt. Es scheint aber, daß alle Beamte mehr oder minder betheiligt sind und sich bis zum Portier hinab an der Versorgung der 28,000 Armen-Familien, für welche das Antwerpener städtische Armenbureau sorgt, bereichert haben. Man spricht von Unterschlagungen in Höhe von 90,000 Francs. Auf Beschluß des Stadtraths ist die Sache der Staatsanwaltschaft überwiesen worden.

— Eine erschütternde Tragödie spielte sich kürzlich in unbarmherziger Wahrheit auf der Wallnerbühne, der provisorischen Hofbühne Berlins, ab. So hart haben Schein und krasse Wirklichkeit sich noch selten berührt. Während der Held des Wartenburgschen Dramas, Urbain Sansnom, auf der Bühne im Schein der Kunst starb, lag ein Sterbender, ein Todter, hinter den Coulissen. Bei Beginn der Vorstellung erschien ein Herr auf der Bühne, der Fräulein Clara Meyer sprechen wollte. Es war ein Bekannter, der die Künstlerin höflich begrüßte. Er sei eben „vom Tode auferstanden," von einer schweren Krankheit genesen, nehme er seinen ersten Weg in's Theater, um Fräulein Meyer zu sehen. Während die Künstlerin in freundlichen Worten erwiderte, fiel der Herr plötzlich um. Ein Schlaganfall hatte ihn getroffen. In kurzer Zeit war er — der eben „vom Tode auferstanden" — eine Leiche. Das Publikum mag es bewundert haben, in welch' tiefer, echter Ergriffenheit an diesem Abend gespielt wurde. Ahnte es doch nicht, indem es den scheidenden Matkowski mit Abschiedsovationen überhäufte, und ihm sogar einen silbernen Lorbeerkranz überreichte, daß ein Todter auf der Bühne lag.

— Münchener Blätter erzählen eine kuriose Geschichte. Am 26. August war in der Restauration der Kunstgewerbe - Ausstellung italienische Nacht, nebenbei bemerkt, eine ziemlich schwächliche Veranstaltung. Ein Engländer, der vermuthlich voraussah, daß dabei nichts zu holen sei, schlenderte in aller Gemüthsruhe in die Ausstellung und sah sich die Juwelen an. Da naht sich das Malheur in Gestalt eines Wächters. „Wie kommen Sie hierher?" Keine Antwort. „Was suchen Sie hier?" Sprachloses Staunen. „Aha, ein Juwelendieb!" Der Wächter pfeift, eilend erscheinen die Kollegen, und der Engländer erklärt in gebrochenem Deutsch, er habe nicht gewußt, daß der Eintritt verboten sei, Niemand habe ihn darüber verständigt. Auch die wachhabenden Gendarmen nahen. „Bei uns ist er nicht vorbeigegangen!" — "O yes!" — „Nein!" — Die Sache ist klar, es ist ein Dieb. Der Engländer wird zur Polizei gebracht. Auch hier erklärt er, was er dort erklärt hat. Aber man durchsucht die Taschen. Ha, die Schlüssel! — Gehören zu meinem Koffer! — Sie gehörten thatsächlich dazu. Der Mann wurde entlassen, die Ausstellung war gerettet, die Frage aber, wie kam der Mann in die Ausstellung, ist zur Stunde noch offen.

— Die Faulheit ist eine mächtige Stütze des Friedens.

Hat Allas sei' B'stimmung und Zeit.

(Oberösterreichisch.)

A' Vögerl muaß singa,
Sunst macht's neamd an' G'fall'n,
A' Bleamerl muaß riacha,
Is 's no' so schen g'mal'n.

A' Bam muaß an' Schatt'n göb'n,
Frucht muaß a' trag'n,
A' Roß muaß schen g'schwind geh'n
Und ziag'n vor an' Wag'n.

A' Sternderl muaß glanz'n,
Sunst schaut ma' 's nöt an.
A' Dirnd'l muaß pfiffi sein,
Sunst kriagt 's koan' Mann.

A' Bier muaß schen braun sein,
Und foama ön Glas.
Und a' Dichter muaß g'storb'n sein,
Aft gilt ar erst was!

Kathederweisheit.

— Im Alter nimmt die Lebensthätigkeit zu; daher erreichen die meisten Greise ein hohes Alter.

— Die Wohlgerüche Arabiens werden oft genannt; aber wenn man hinkommt, sieht man nichts davon.

— Carl XII. verlor in der Schlacht bei Pultawa den einen Stiefel; mit dem ander'n focht er weiter.

— Ein gestrenger Papa, dessen Fabrik sich in einer Vorstadt Wiens befindet, kam in diesen Tagen durch Zufall auf die Schliche seines feschen Töchterleins. Die junge Dame hatte einen ihrem Hause gegenüber wohnenden jungen Herrn par distance lieben gelernt, ihre Gefühle wurden erwidert, und da man sich nie sprechen konnte, verfielen die Beiden auf folgende eigenthümliche Art des Briefverkehrs. Sie fütterte täglich die Tauben, die im Gemäuer einer benachbarten Kirche nisteten — er desgleichen, so daß die Thiere schon völlig zahm geworden waren und sich willig kleine Briefchen umhängen und ablösen ließen. Die Thiere waren bereits so gezogen, daß sie, sobald sie die Krumen auf einem Fensterbrette verspeist hatten, rasch nach dem Hause gegenüber flogen, wohl wissend, daß ihrer dort frisches Futter harre. Dieser Tage legte Papa nach dem Frühstück einige Semmelbröckchen an's Fenster; rasch kam eine Taube mit einem Brieflein angeflogen; der Fabrikant dachte, es sei eine verirrte Brieftaube „von Beruf", lockte das Thier an sich und entdeckte das Geheimniß. Keine Brieftaube, sondern ein Hausmeister trug eine halbe Stunde später einen groben Denkzettel in die Wohnung des Verliebten; dieser sandte daraufhin einen noch gröberen Brief zurück, — wieder nicht durch die Taube — und der Schluß ist vorläufig — das Bezirksgericht.

— Die schlauen Chinesen haben in Yarkand eine sonderbare Steuer eingeführt; jedes weibliche Wesen, welches in die Ehe treten will, muß fünf Kop. bezahlen. Nun sind aber gleichzeitig alle Kaufleute, welche Kaschgar besuchen, verpflichtet, ein Weib zu nehmen. Sobald Einer die Stadt wieder verlassen hat, erhält die Frau einen anderen Ehemann und natürlich muß sie dann wieder die Steuer erlegen. Die Einnahme hieraus soll bedeutend sein — so meldet wenigstens der Draht dem „Daily Chronicle" aus Petersburg auf Grund „zuverlässiger" Berichte.

— Ein seltsames Geschenk schickte Kaiser Josef II. einst, nachdem er Friedrich dem Großen einen Besuch gemacht hatte, bald nach seiner Abreise nachträglich dem General Seydlitz. Dasselbe bestand in drei sehr schönen Pferden mit Sattel und Zeug, darunter ein arabischer Vollbluthengst, und einer schönen, vom österreichischen Consul zu Anapa gekauften Circassierin. Letztere verschenkte der berühmte Reiterführer indessen bald rasch wieder weiter, und zwar an einen vornehmen Herrn aus Schlesien, der dem Mädchen dann seinerseits die Freiheit schenkte, und sie später, ganz ihrer Neigung nach, mit seinem jungen Schloßgärtner verheirathete.

— Das letzte Mittel. Ein junger Lebemann fühlte sich kürzlich sehr angegriffen und konsultirte über seinen Zustand einen bekannten Modearzt. Der Professor befragt, beklopft, befühlt ihn und sagt dann mit bedenklichem Emporziehen der Augenbrauen: „Mein junger Freund! Sehen Sie sich vor, Sie müssen sich schonen! Ich rathe Ihnen zu einer gründlichen Aenderung Ihrer Lebensweise." Der junge Mann erbleicht und stottert: „Soll ich mich vielleicht verheirathen, Herr Professor?" — „Nein, nein, nichts übertreiben!" antwortete der Herr Professor, „so weit sind Sie noch nicht."

— Ein triftiger Grund. Anwalt: „Ja, verehrte Frau, um eine Scheidung erlangen zu können, müssen Sie einen triftigen Grund aufführen. Haben Sie einen solchen?" Klientin: „Na und ob!" Anwalt: „Und welchen?" Klientin: „Ich kann eine bedeutend bessere Partie machen!"

— Ein schlauer Patient. Arzt: Aber, Herr Müller, was fällt Ihnen denn ein! Ich habe Ihnen doch am Abend nur ein weiches Ei erlaubt — und Sie haben ein ganzes Hendel gegessen! — Patient: Ja, wissen S', Herr Doctor, ich mag die Eier nur — ausgebrütet!

— Umgekehrtes Sprichwort. Vater (zu seinem Sohn, einem leichtsinnigen jungen Mann, der ihn besucht): Ich begreife nicht, lieber Hans, warum Du so wenig auf gute Garderobe hältst. Kleider machen doch Leute! — Das wohl, Papa — aber Leute machen mir keine Kleider mehr!

— Großartig. Tante: „Nein, das ist schon herrlich, wie schnell heutzutag per Post Alles geht! Vorgestern erst hab' ich meinen Nichten Süßigkeiten geschickt und heute bekomme ich schon von meiner Schwester die Nachricht, daß sich die Kinder den Magen damit verdorben haben!"

— Höchster Lohn. Der kleine Hans: Mama, wenn ich die ganze Woche recht artig bin und recht fleißig lerne, darf ich dann wieder im Kurgarten spazieren geh'n zu dem Musik-Pavillon und den Kapellmeister mit 'ner Nadel in die Beine stechen?

— Eine junge Dame wird von zwei feurigen Liebhabern bestürmt. „Wer von uns darf auf Gegenliebe hoffen?" fragt sie der Eine. — Sie (stammelnd und lieblich erröthend): „Beide."

— Zuviel verlangt. Pfarrer (am Krankenbette): Nun, seid nur ruhig, Bäuerin, ihr kommt gewiß in den Himmel. Bäuerin: Ach, Herr Pfarrer, ich hab' solche Angst. Wenn Sie nur mitkommen möchten!

— Druckfehler-Teufel. „... Der berühmte Afrikareisende Dr. Löwenritt ist von seiner Forschungsreise in das Innere des dunklen Erdtheils unverzehrt nach Zanzibar zurückgelangt."

— Ein moderner Bettler. Herr: Schämt Ihr Euch nicht, zu betteln? — Bettler: Euer Gnaden, vom Nixthun kann i' nit leb'n!

— Kleine Würste. Officiersbursche: Geben Sie mir sechs Knackwürst' — aber solche, wo ma' 's Maul zweimal aufmachen muß!